

Dr. Josif Reches lebt heute als Arzt in Vilnius. Er schrieb die Geschichte seiner Familie im Oktober 2000 nieder.

Jedesmal, wenn ich in Ponary bin, mache ich mit meinem Bruder auf eine sorgfältig genaue Art einen Rundgang, und wir besuchen alle Gruben, in denen die erschossenen Juden aus dem Ghetto von Vilnius begraben liegen. Isaak sagt dann zu mir: „Jösele, hier war auch ein Platz für uns bereit“.

Doch es geschah ein Wunder. Unsere Eltern verstanden es, der unersättlichen Todesmaschine ihren Lebenswillen entgegenzusetzen. Sie vermochten am Leben zu bleiben und uns zwei Kinder zu retten. Das ist wahrscheinlich der einzige Fall, dass eine gesamte Familie vom ersten bis zum letzten Tag der deutschen Besatzung alle Ghettoaktionen durchgemacht hat und trotzdem am Leben geblieben war.

Am Kriegsbeginn waren Isaak 9 Jahre und ich 11 Monate alt. Mit diesen Kleinchen gerieten Vater und Mutter im August 1941 ins Ghetto. [...]

Noch war das Ghetto von Vilnius nicht liquidiert, da wechselte der Vater seine Arbeit und wurde beim HKP tätig, [...] verrichtete Karosseriearbeiten, besserte Autokühler aus u.s.w. [...]

Der Organisationsleiter war Major von Plagge. [...] Ihm schulden unsere Familie und noch 250 andere Menschen großen Dank. Er hat uns gerettet.

Zunächst hat er im Ghetto einen Sieg über die Gestapo errungen, indem seine Arbeiterjuden außerhalb des Ghettos Häuser bewohnen konnten. So gelangte unsere Familie in zwei Häuser der Subaciausstraße, „Block“ genannt. [...]

Mein Vater war Brigadier und hat in dieser Funktion vom Major von Plagge Arbeiterausweise erbeten, auf denen nicht nur Ehefrau und Kinder, sondern auch Eltern, Schwestern und Brüder eingeschrieben waren. Sie boten für eine größtmögliche Zahl von Menschen die Chance, in die folgende Spielrunde mit dem Tod zu gelangen. Er hat, wo immer er konnte, diese „Geschenke“ für Lebensverlängerung verteilt.

Nach dem Krieg hat sich mein Vater intensiv bemüht, etwas über das Schicksal eines Menschen zu erfahren, dem etwa 300 Juden ihr Leben verdanken. Diese Nachforschungen waren in der Sowjetzeit unmöglich. Jetzt versuchen wir, das väterliche Testament zu vollstrecken und würden sehr gerne die Kinder oder Angehörigen des Majors von Plagge nach Vilnius einladen. Er war ein deutscher Wallenberg, wenn auch im kleineren Maßstab und mit begrenzteren Möglichkeiten. [...]

Das Leben im Block wurde immer gefährlicher. Man führte Fachleute weg, als ob sie in andere Lager gebracht werden sollten. Tatsächlich bedeutete das die Auflösung unseres Blockes. Die Übriggebliebenen begriffen, dass man einen Ort zum Verstecken vorbereiten musste. [...]

Vater beschloss, die „Spelunke“ direkt in der Gebäudewand einzurichten. Die Wände im Haus waren einen Meter dick, hauptmauerartig. Aus der Wand unseres Zimmers, die auch die Wand des gemeinschaftlichen Korridors war, fing er an Steine herauszunehmen, nicht herauszuklopfen, weil man es geräuschlos machen musste. Den Bauschutt durfte man nicht wegwerfen, denn die Ziegel waren nötig, um die Nische wieder zu vermauern. Der Vater begann mit der Arbeit, zeigte, wie man es machen musste, und die weitere Verantwortung lag auf meinem 13-jährigen Bruder Isaak. Wenn alle zur Arbeit gingen, begann er das Ziegelmauerwerk der Wand vorsichtig zu zertrümmern. Abends half der Vater, die Mutter brachte Schutt mit Eimern aus dem Haus, zur Tarnung waren Abfall und Hausmüll draufgelegt, die sie aus der Müllgrube geholt hatte. [...]

Die Stunde X schlug. Der Vater mauerte die Mutter, mich und Isaak mit spärlichen Vorräten in die Wandnische ein. Wir hatten eine Teekanne mit Wasser, eine Tüte mit etwas Zucker und einen Kindertopf. Für die Lüftung waren mit Nägeln Löcher gebohrt worden, die genauso dick wie die Nägel waren. Auf der Seite des Korridors war ein größeres Loch gemacht. Das sollte nach der Berechnung meines Vaters die Ventilation gewährleisten. Es war Sommer, heiße sonnige Tage. Sonnenstrahlen dünn wie Fäden drangen durch diese Nagellöcher zu uns in die Nische. Eine starke Schwüle und große Hitze herrschte. Unser Zucker schmolz und verwandelte sich in eine süße Masse. Das Wasser in der Teekanne war heiß. Wir erstarrten und verhielten uns wie im Sommerschlaf. Die Wandnische war nicht groß, es gab sehr wenig Platz. Die Mutter saß auf dem Kindertopf, ich auf ihren Knien, der Bruder nebdan. Es war unmöglich, sich aufzurichten noch zu bücken. Diese Qual dauerte 5 Tage. [...]

Der Vater öffnete nach Tagen unsere Nische und brachte seine entkräftete Familie in ein anderes Versteck. Diese Nische war zwischen den Geschossdecken unter dem Boden. Dort konnte man nur liegen. Uns schien diese „Spelunke“ ein Paradiesgarten zu sein. Hier konnte man atmen und manchmal ausgehen, wenn sich alles beruhigt hatte.

Lebensnische. Wenn ich Formulierungen wie „er hat seine Lebensnische gefunden“ höre, erinnere ich mich an unsere Nische, in der wir – lebendige Menschen – eingemauert waren. Sie hat uns das Leben gerettet. Dank der Nische kann ich jetzt, 56 Jahre nach der Befreiung, einige Episoden dieses Alptraums beschreiben.

Am 9. Juli 1944 betrat die Rote Armee das Territorium unseres Blockes. Der erste Soldat, den mein Vater erblickte, war ein einfacher russischer Soldat. Der Vater hat sich seinen Namen eingepägt: er hieß Seweroff. Der Vater fiel zu seinen Stiefeln nieder, die durchtränkt vom Staub und Schmutz der Kriegsjahre waren. Der russische Soldat war bei unserem Anblick sehr erschüttert. Er hatte nicht erwartet, überhaupt noch lebendige Menschen zu treffen. Er weinte.
[...]